SCHALOM
ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN
NOVEMBER 2015
NR. 77

Foto: Tobias Barniske

BIELEFELD, ENDE AUGUST 2015: ZWEI NEUE RABBINERINNEN UND ZWEI NEUE RABBINER WURDEN FEIERLICH IN IHR AMT EINGEFÜHRT. DIE VIER ABSOLVENT/INNEN DES ABRAHAM-GEIGER-KOLLEGS IN POTSDAM STEHEN FÜR DIE STÄRKUNG DER JÜDISCHEN GEMEINSCHAFT IN DEUTSCHLAND UND EINE WIEDER HERGESTELLTE RABBINERAUSBILDUNG IN DEUTSCHLAND. NATALIA VERZHBOVSKA GEHÖRT ZU IHNEN UND WIRD AB SOFORT AUCH DREI NORDRHEIN-WESTFÄLISCHE LIBERALE GEMEINDEN BETREUEN. EIN PORTRÄT DER RABBINERIN UND EIN INTERVIEW FINDEN SIE AUF DEN SEITEN 4/5.

INHALT

DIE ERSTE RABBINERIN IN NRW – EIN PORTRÄT

AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN

»GESICHTER DER EINWANDERUNG«

»BRÜCKENSCHLAG« IN DORSTEN

NEUE STADTFÜHRUNG FÜR SCHULEN

BELGIEN: »MENSCHEN SIND KEINE NUMMERN«

»STARB AUF TRAGISCHE WEISE NAHE VON BERGEN-BELSEN«

HALBERSTADT: KNUSPRIGE LATKES…

ZUM FILM »DER EWIGE JUDE«

SCHLAGLICHTER AUS DEM MUSEUM

…UND MEHR

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Fluchten

Wenn wir die Exil-Literatur der Jahre durchblättern, in denen die NS-Regierung Juden, Andersdenkende und viele andere jagte, fällt auf, wie schwer vielen der Abschied gefallen ist: Das Gefühl, im Recht zu sein und die feindlich gewordene Heimat nicht leichtfertig aufzugeben, war sehr stark – bei manchen so stark, dass sie den rechtzeitigen Absprung verpassten. Und dann, einige Kapitel weiter, stoßen wir auf die Dankbarkeit der Aufgenommenen, ungeachtet des Verlustes von Heimat, Kultur, Eigentum, gegenüber den Aufnehmenden. Denn es war ein Glücksfall, 1937, 1938, 1939 noch eine Bleibe zu finden, und manche(r) musste dazu bis nach Shanghai reisen oder jahrelang durch die Sowjetunion und Persien irren bis zur Ankunft in Palästina. Die Entschlossenheit der Väter und Mütter des Grundgesetzes, ein ziemlich bedingungsloses Asylrecht für politisch Verfolgte zu etablieren, rührt aus dieser Erfahrung. Die Welt, ihre Kommunikationsmittel und Transportmöglichkeiten haben sich seither rapide verändert. Aber ist die Grundlektion von 1949 damit falsch geworden? »Grenzen der Aufnahmefähigkeit« sahen das große Kanada und die USA 1939 schon erreicht, als sie die St. Louis mit 900 jüdischen Flüchtlingen abwiesen. Die vorangegangene Flüchtlingskonferenz von Evian wird heute weltweit als »Schande« angesehen. Golda Meir schrieb dazu später: »Dazusitzen, in diesem wunderbaren Saal, zuzuhören, wie die Vertreter von 32 Staaten nacheinander aufstanden und erklärten, wie furchtbar gern sie eine größere Zahl Flüchtlinge aufnehmen würden und wie schrecklich leid es ihnen tue, dass sie das leider nicht tun könnten, war eine erschütternde Erfahrung.«

Mit dem Vertrags-System von Schengen und Dublin hat Zentraleuropa in den 90er Jahren versucht, das »Problem« der fliehenden Massen an seine Grenzen zu verbannen, und ist damit kläglich gescheitert. Die Gemeinschaft der heutigen Demokratien wird daran gemessen werden, ob sie humane, den individuellen Fluchtgründen angemessene Alternativen zu Mauern, Zäunen, Lagern findet.

▪ *Norbert Reichling*

Nachrichten aus der Geschichtskultur

Dortmund: In den kommenden Jahren wird die Dauerausstellung der Mahn- und Gedenkstätte Dortmund grundlegend überarbeitet. Diese Gedenkstätte wurde 1992 eröffnet, die präsentierte Ausstellung stammt aber in den Grundzügen aus den 1980er Jahren und ist in Vielem erneuerungsbedürftig. Der Gedenkort im ehemaligen Polizeigefängnis am Dortmunder Hauptbahnhof wird künftig stärker auf die tatsächliche Ortsgeschichte eingehen und so Forschungsergebnisse zur regionalen Repression in der NS-Zeit und zu den verschiedensten Opfergruppen erzählen. Mit einem gründlichen Forschungsvorlauf werden die überlieferten Haftbücher erstmals systematisch ausgewertet. Eine Neueröffnung der 1.200 qm Ausstellungsfläche ist nach heutigem Planungsstand für 2018 zu erwarten; in den Prozess der Forschung und Überarbeitung werden ca. 3 Mio. EUR Landesmittel, LWL-Fördergelder und Zuschüsse aus der Gedenkstättenförderung des Bundes einfließen.

Arbeitskreis NRW: Mit einem Festakt am 19. November beging der Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und –Erinnerungsorte NRW sein 20jähriges Bestehen. Die mittlerweile 26 Gedenkorte hatten sich 1995 zusammengeschlossen, um ihre Interessen zu vertreten, gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben und auch Kooperationsprojekte zu verwirklichen wie etwa Wanderausstellungen, Fortbildungen und Forschung. Die seit 2013 realisierte »verlässliche Projektförderung« der meisten Gedenkstätten ist ein wichtiges Resultat dieser Zusammenarbeit. Das ist, wie aus diesem Anlass festgestellt wurde, kein Grund zum Ausruhen: Immer noch harren viele der bürgerschaftlich geprägten Gedenkstätten und Museen einer vernünftigen Minimalausstattung mit Personal und Finanzen. Ein Grußwort der neuen NRW-Kulturministerin Christina Kampmann unterstrich die Bedeutung dieses dezentralen Netzwerks für die Erinnerungskultur und historisches Lernen.

Aus den jüdischen Gemeinden

Recklinghausen: Mit einem breiten Kulturprogramm wartet in diesem Jahr – und auch in Zukunft – die Jüdische Kultusgemeinde Recklinghausen auf: Konzerte und Gedenkfeiern wenden sich an ein öffentliches Publikum und geben Gelegenheit, die Gemeindemitglieder und das Rekklinghäuser Gemeindezentrum kennenzulernen. Auch ein eigener Youtube-Kanal bietet solche Einblicke in einige Gemeindefeste.

Bochum: Im Juni 2015 fand im Gemeindezentrum Bochum das »7. Jüdische Tanzfestival NRW« statt. Daran nahmen Gruppen aus 16 Gemeinden in familiärer Atmosphäre teil, stellten sich gegenseitig ihre Präsentationen vor und erprobten gemeinsam Neues.

Landesverband Westfalen-Lippe: Am 3. Mai 2015 wählten die jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe (dieser umfasst insgesamt 10 Gemeinden) ihren Landesvorstand. Das bisherige Team aus Hanna Sperling (Dortmund), Sharon Fehr (Münster) und Zwi Rappoport (Dortmund) wurde für die neue Wahlperiode wiedergewählt.

Duisburg: Die Jüdische Gemeinde Duisburg – Mülheim – Oberhausen hat seit dem Sommer einen neuen Geschäftsführer. Nach dem Weggang von Michael Rubinstein (zur Kölner Gemeinde) trat Alexander Drehmann dieses Amt im Juni an. Er ist in der Ukraine geboren, kam Mitte der 90er Jahre nach Deutschland und war zuvor in der Aachener Gemeinde sowie in vielen jüdischen Netzwerken (z.B. bei der Zentralwohlfahrtstelle) tätig.

Bielefeld: In einer hochkarätig besetzten Feierstunde wurden am 31. August in der Bielefelder Synagoge »Bet Tikwa« zwei Rabbinerinnen und zwei Rabbiner sowie der Kantor Amnon Seelig in ihr Amt eingeführt. Natalia Verzhbovska, Sonja Pilz, Alexander M. Grodensky und Eli Reich sind Absolventen des Abraham Geiger Kollegs in Potsdam. Es war die siebte Ordination seit der Gründung dieses Kollegs im Jahr 1999. An der Feier nahmen politische Prominenz, der Rektor des Abraham Geiger Kollegs, Walter Homolka, und Vertreter des Zentralrats der Juden sowie der Union Progressiver Juden teil.

Unna – Oberhausen – Köln: In Nordrhein-Westfalen ist nun erstmals eine Rabbinerin regelmäßig tätig. Natalia Verzhbovska, die soeben ihre Ausbildung ausgeschlossen hat, wird ab Herbst 2015 drei liberale Gemeinden betreuen: diejenigen in Unna, Oberhausen und Köln, die zusammen etwa 700 Mitglieder umfassen. N. Verzhbovska stammt aus Kiew, war in ihrem ersten Berufsleben Pianistin und Klavierlehrerin. Sie hat ihre Ausbildung in Potsdam absolviert. Ihre Familie wird nun in Köln ihren Wohnsitz haben. Ihr Statement zu ihren Zielen: »Das liberale Judentum ist ein Weg, das Leben in einer modernen Gesellschaft auch mit dem Judentum zu verbinden.« – siehe auch **Seite 4**

Münster: Ende August 2015 hat ein Unbekannter auf ein Fenster des jüdischen Gemeindezentrums geschossen. Klarheit über Täter und Tathergang gibt es bisher nicht. Aus der Größe des Loches kann geschlossen werden, dass der Schuss vermutlich aus einem Luftgewehr abgefeuert wurde. Der Sachschaden liegt nach Angaben der Gemeinde bei rund 2000 Euro. Die Synagoge Münster war bereits in der jüngeren Vergangenheit Ziel eines

Molotowcocktails, auch Bürofensterscheiben im Synagogenzentrum seien eingeworfen worden; 1996 gab es einen ganz ähnlichen Anschlag. Sharon Fehr, der Gemeindevorsitzende: »Wir sind schockiert und werten es nicht als Spaß, sondern als Angriff scheinbar eines Einzeltäters auf ein jüdisches Gemeindezentrum.« Ob dies zu einer erhöhte Bewachung der Synagoge führt, prüft die Münsteraner Polizei noch. Fehr kündigte verstärkte Sicherheitsmaßnahmen an. Eine Solidaritätskundgebung fand Anfang September mit breiter Beteiligung der Stadtbevölkerung statt.

Unna: Die 2007 gegründete liberale jüdische Gemeinde Unna »haKochaw« plant einen Umbau ihres Gemeindezentrums. Der 2010 von einer evangelischen Gemeinde übernommene Bau in Unna-Massen soll (energetisch) modernisiert und innen wie außen stärker als Synagoge erkennbar gemacht werden; auch Sicherheitsvorkehrungen müssen eingebaut werden. Das Gebäude stammt aus den 1950er Jahren. Der Freundeskreis der Gemeinde hat begonnen, Spenden für dieses Vorhaben zu sammeln, das Anfang 2016 begonnen wird. Ein Bielefelder Künstler wird mit einer Fenstergestaltung beauftragt, die den sakralen Charakter des Innenraums unterstreichen soll.

Bochum: Die jüdische Gemeinde in Bochum verleiht seit einigen Jahren die Dr. Ruer-Medaille zum Gedenken an den Bochumer Bürgermeister jüdischer Herkunft Otto Ruer, der 1925 bis 1933 im Amt war. Diese Auszeichnung gilt Menschen, die sich um die jüdische Gemeinschaft verdient gemacht haben, und wurde im Oktober 2015 an Dr. Manfred Keller und Dr. Hubert Schneider vergeben – beide seit vielen Jahren aktiv in der Erforschung der jüdischen Regionalgeschichte, in neuen Wegen des Gedenkens und der jüdischen Kultur sowie im interreligiösen Dialog.

Dortmund, Bochum usw.: Mitzvah – die »gute Tat« ist ein jüdisches Gebot, das eigentlich täglich gilt, aber seit einiger Zeit begehen die Gemeinden den »Mitzvah Day«, um die nichtjüdische Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen. Und schon lange vor dem diesjährigen Datum – dem 15.11. – haben junge Mitglieder der Dortmunder und der Bochumer Gemeinden, die im JEWISH YOUNG LEADERSHIP PROGRAM mitarbeiten, vor Ort die Flüchtlingshilfe aufgenommen, z.B. als »Sachensammler« für Kleidung, Haushalts-

Die erste Rabbinerin in NRW: Natalia Verzhbovska

Mit einer großen, prominent besuchten Ordinationsfeier Ende August wurde es nun offiziell: Gemeinsam mit einer Kollegin und zwei Kollegen wurde Natalia Verzhbovska in das Rabbineramt eingeführt, das sie in drei kleineren liberalen jüdischen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen ausüben wird. Mit der Feier in der Bielefelder Synagoge entließ das Abraham-Geiger Kolleg in Potsdam zum siebten Mal Absolventen; hohe Vertreter der jüdischen Organisationen und der Politik nahmen daran teil. Dazu zählte auch der Präsident des Kollegs, Rabbiner Walter Jacob, ein Enkel des früheren Dortmunder Rabbiners Benno Jacob.

Es gab eine Rabbinerin in Deutschland vor der Shoah (die in Auschwitz ermordete Regina Jonas), und noch heute sind die Frauen in diesem Amt dünn gesät, weil von orthodoxen Strömungen nicht anerkannt. Die Gelegenheit zu diesem Studium haben Frauen in Europa lediglich in London und Potsdam; bisher haben das etwa 40 Frauen geschafft.

Wer ist die erste Frau, die in unserem Bundesland das Rabbineramt übernimmt? Die heute 47Jährige gehört zu denjenigen, die erst als Erwachsene, im letzten Jahrzehnt der untergehenden Sowjetunion, also in einer erzwungen-säkularen Umgebung ihre jüdische Geschichte und ihr Interesse am Judentum entdeckten: Im ukrainischen Kiew fand die junge Frau – im ersten Beruf Pianistin und Klavierlehrerin – zur dortigen liberalen Gemeinde, heiratete später den Oberrabbiner der liberalen jüdischen Gemeinden Russlands und unterrichtete jüdische Religion in Kiew, Moskau und St. Petersburg. Intensive Gemeindearbeit mit Frauen und Kindern, auch das Selbststudium genügten ihrem Wissensdrang bald nicht länger – sie wollte mehr.

Seit 2008 lebt Natalia Verzhbovska in Deutschland und nahm 2010 ihr Studium in Potsdam, am Geiger-Kolleg und an der Universität, auf, zu dem auch ein Israel-Aufenthalt gehörte. Sie ist überzeugt von der Bedeutung der liberalen Strömung, die vor der Nazi-Zeit eine ihrer stärksten Bastionen in Deutschland hatte: Eine andere Sicht auf die Rolle der Frauen gehört zu den auffälligsten Differenzen gegenüber dem orthodoxen Judentum, das in den meisten großen Einheitsgemeinden den Ton angibt.

Sie ist seit Oktober 2015 in den drei liberalen Gemeinden Gescher laMassoret (Köln), Perusch (Oberhausen) und haKochaw (Unna) tätig; diese haben vor wenigen Jahren zusammen mit der Bielefelder Gemeinde einen eigenen Landesverband in der Union progressiver Juden gebildet. Die Rabbinerin hat ihren Wohnsitz in Köln genommen und hofft, dass die gesamte Familie, zu der auch ein erwachsener Sohn gehört, sich hier bald zusammenfinden kann. Schon länger, während des zum Studium gehörigen Praktikums, hat sie zu diesen drei Gemeinden intensiven Kontakt aufgenommen, Gottesdienste geleitet, eine Bar Mizwa organisiert, religiöse Vorträge gehalten usw. Es sind kleine, beinahe familiäre Gemeinden, die zusammen etwa 500 Mitglieder haben, Gruppen mit bescheidenen Räumen, aber großem Enthusiasmus.

▪ *Norbert Reichling*

Interview mit Natalia Verzhbovska

Schalom: Wie verlief Ihre Wiederannäherung an das Judentum?

Natalia Verzhbovska: In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion suchten nach 1990 viele Menschen nach neuen Wegen. Für mich führte dieser Weg direkt – begleitet von meinen Freunden – in die Kiewer jüdische Reformgemeinde »Hatikva«, und es war Liebe auf den ersten Blick: ich fühlte mich zuhause, die Synagoge war mein Ort, ich wusste in meinem Herzen, dass ich dorthin gehöre.

Schalom: Und was hat Sie dann 2008 bewogen, die Übersiedlung nach Deutschland zu wagen?

NV: Das ist leicht zu beantworten – ich wollte studieren, Rabbinerin werden! Das geht für eine Frau nur an wenigen Orten der Welt, in nichtorthodoxen Institutionen. Das Abraham Geiger-Kolleg hat mich von Anfang an gut aufgenommen und unterstützt, es bietet tolle Studienbedingungen. Und ich war begeistert – »jetzt bin ich in der Heimat des liberalen Judentums, bald werde ich Buber und Rosenzweig im Original lesen« (lacht). Na, dazu bin ich noch nicht gekommen. Die Lehrer und Professoren

Foto: Tobias Barniske

des Kollegs haben mich jedenfalls sehr gefördert. Zum Konzept dieses Kollegs gehört es, dass man schon im zweiten Jahr der Ausbildung mit Praktika beginnt; man will, dass die Studierenden ein realistisches Bild von den Gemeinden bekommen.

Schalom: Und welchen Eindruck haben Sie dort gewonnen?

NV: Ich war überrascht, wie stark die Mehrheit der Zugewanderten aus der ehemaligen Sowjetunion ist. Natürlich wusste ich von dieser Einwanderung, aber dass die »Neuen« meistens mehr als 90% der Gemeindemitglieder stellen, war mir vorher nicht klar. Diese Menschen sind begeistert, endlich mit jemandem über religiöse Fragen sprechen zu können, aber sie haben mit ihren oft schlechten Deutschkenntnissen große Probleme, sich zu integrieren und ihre Religion auch zu leben.

Es gab noch ein anderes wichtiges Motiv zu gehen: Der Konflikt zwischen der Ukraine und Russland zeichnet sich ja schon lange ab, und er bedroht auch meine Familie. Mein Mann ist Russe, er konnte nicht in Kiew leben, und ich auf Dauer auch nicht in Russland.

Schalom: Warum ist Ihnen die liberale jüdische Strömung so wichtig?

NV: Die Werte des liberalen Judentums sind mit dem modernen Leben zu vereinbaren. Das betrifft zuerst die Gleichberechtigung in der Erfüllung der religiösen Gebote für Männer und Frauen. Das liberale Judentum betont die ethischen Werte der Religion und kann den Juden helfen ihre jüdische Identität zu bewahren. Die liberalen Juden glauben daran, dass das jüdische Gesetz ein lebendiger Prozess ist und der Modernität entsprechen kann. Das liberale Judentum bietet jedem die Chance, eine eigene Beziehung zur Religion zu entwickeln, eine gewisse Balance zwischen alltäglichem und religiösem Leben zu finden. Einer so lebendigen Strömung fällt es auch leichter, den Dialog mit anderen Religionen aufzunehmen, fast alle liberalen Gemeinden sind aktiv in interreligiösen Projekten.

Schalom: Was macht heute – neben den Gottesdiensten – ein jüdisches Gemeindeleben für Sie aus? Und wie wollen Sie Jugendliche und Kinder an die Gemeinden binden?

NV: Es gibt unzählige Gespräche, Unterricht, Gruppen für Kinder und Jugendliche. Wir werden besonders die Familien mit Kindern versuchen zu aktivieren. Die Kontakte mit anderen Religionsgemeinschaften kommen noch dazu. Ich glaube, ich bin außerdem auch noch eine Vermittlerin zwischen Gemeinde und Mehrheitsgesellschaft, denn nicht alle Gemeinden verfügen über Sprecherinnen oder Sprecher, die diese Funktion ausfüllen.

Wenn wir die jungen Leute für uns erhalten möchten, müssen wir ihre jüdische Identität stärken. Das ist schwierig in einer säkularisierten Gesellschaft. Sie brauchen zunächst mehr Wissen über das Judentum, aber sie sollten vor allem etwas gemeinsam tun. Z.B. fahren sie gemeinsam zu den Machanot, den jüdischen Ferienfreizeiten, und wir planen andere attraktive Veranstaltungen. Die Projekte, über die wir zur Zeit nachdenken, sind nicht »Religion pur«, sondern sie werden die Interessen der Jugendlichen mit religiösen Fragen verknüpfen.

Schalom: Spielt Ihre Vergangenheit als Musikerin noch eine Rolle in der jetzigen Arbeit?

NV: Und wie! Ich muss in den Gottesdiensten die Vorbeter unterstützen, wir machen musikalische Veranstaltungen, und ich habe mich damals auch darin geübt, öffentlich aufzutreten.

Schalom: Welche Bedeutung haben heute die sowjetischen und russischen Erfahrungen der Gemeindemitglieder?

NV: Eine jüdische Gemeinde ist immer ein multifunktionaler Organismus – sie ist ein Lernhaus, ein Haus des Gebets, ein sozialer Treffpunkt. Und deshalb ist dort auch Platz für viele Interessen. Die Mehrheit ist nicht sehr gut integriert, und in der Gesellschaft der Gemeinden kann man Erfahrungen austauschen. Diese Menschen sollen ihre Wurzeln nicht ganz verlieren – in den Chören der Gemeinden in Unna und Oberhausen z.B. werden jüdische, deutsche, ukrainische, russische und auch moldawische Lieder gesungen. Sie bringen familiäre Erfahrungen ganz verschiedener Art mit, manche sprechen noch Jiddisch. Wir bieten die Chance, eine Balance zwischen den alten und den neuen Identitäten zu suchen, das Selbstverständnis der älteren jüdischen Menschen, die jetzt in Deutschland leben, muss sich noch entwickeln. Für die Jüngeren ist das alles kein Problem.

Jedenfalls haben die Mitglieder ein riesiges Interesse am Gemeindeleben. Und die neuen Gemeinden sind ja inzwischen auch schon mindestens 10 Jahre alt, das ist ja keine ganz kurze Zeit. Und in der Zeit sind schon große Schritte gemacht worden.

▪ *Das Gespräch wurde Ende Oktober 2015 geführt*

Gesichter der Einwanderung im Revier

Tagtäglich treffen im Revier zwei Einwanderungsgruppen aufeinander, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Es ist die kleinste Gruppe von Emigranten und die größte: Juden aus der ehemaligen Sowjetunion und türkische Einwanderer. Und doch werden die beiden Bevölkerungsgruppen im Jüdischen Museum in einer gemeinsamen Ausstellung präsentiert. Gezeigt werden die Werke zweier Fotografen: Dirk Vogel und Nevin Toy-Unkel. Beide Teile der Ausstellung wurden bereits separat vorgestellt. Die Portraits der jüdischen Einwanderer zeigte das Museum in der »Angekommen«-Ausstellung 2010, Nevin Toy-Unkels Bilder kennt man aus dem Projekt »Fremd(e) im Revier« aus demselben Jahr. Es ist jedoch nicht die erste Ausstellung, in der die unterschiedlichen Portraits präsentiert werden. Bereits 2012 fanden sie ihren Weg nach Dorsten: Damals lag das Augenmerk jedoch auf dem Vergleich der eingewanderten Bevölkerungsgruppen, dieses Mal sind es die individuellen Lebenswege, die im Vordergrund stehen. Die Biografien jüdischer sowie türkischer Emigranten sind einander gegenüber gestellt und zeigen Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten. Außerdem ist die Ausstellung heute aktueller denn je. In Zeiten der Flüchtlingskrise lenkt sie den Blick auf das Wesentliche: Die Einwanderer und dessen erfolgreiche Immigration und Integration in Deutschland.

Dirk Vogel, der in Lüdenscheid geboren wurde und heute in Dortmund und Rosmart lebt, porträtierte jüdische Emigranten, die aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen. Er macht darauf aufmerksam, dass nicht alle Einwanderer gleich sind, und sie oft nicht als solche zu erkennen sind. So Ksenia Glas: Mit acht Jahren kam sie nach Deutschland, heute ist es ihr Zuhause. Obwohl ihre Mutter keine Jüdin ist, und sie somit nicht offiziell der jüdischen Gemeinde angehört, geht sie in die Synagoge und besuchte den jüdischen Religionsunterricht. Anders Nelli Belenkaja: Sie kam 1994 nach Deutschland, heute ist sie im Ruhrgebiet angekommen, so auch in der jüdischen Gemeinde. Sie selbst bezeichnet sich als Jüdin, nicht jedoch als gläubig.

Nevin Toy-Unkel, selbst Kind türkischer Eltern, portraitierte, anders als Vogel, ihre Landsleute. Ob jung oder alt, streng religiös oder komplett integriert – jeder Einwanderer hat seine ganz eigene Geschichte. Die ersten Einwanderer kamen in den frühen 60er Jahren als sogenannte Gastarbeiter. Der Gedanke an die Rückkehr bestimmte ihre ersten Jahre, bald beschlossen jedoch viele, in Deutschland zu bleiben. Die Gruppe der Einwanderer ist heute vielfältig, so gibt es das Ehepaar Ayse und Andreas Simon: Beide wurden in Deutschland geboren und arbeiten heute als Anästhesistin und Chirurg. Toy-Unkel zeigt jedoch auch »andere Gesichter der Einwanderung«, wie Ali Osman und Sevim Oduncu, die erst in den 60er Jahren nach Deutschland kamen und sich durch Traditionen und Kleidung absetzen. Toy-Unkel wählte für die Fotos bewusst Hintergründe, die die Lebenssituation der Emigranten verdeutlichen. Jurist und Rechtsanwalt zeigt sie vor dem Gerichtsgebäude, Architektin und Bauingeneur auf der Baustelle. Doch auch Vogel wählte die Hintergründe bewusst, so sind seine Portraits meist im persönlichen Lebensumfeld entstanden.

Bis zum 31. Januar können sich Besucher selbst ein Bild von den Portraits machen, die von Emigration und Integration, aber auch Unterschieden und Gemeinsamkeiten erzählen.

▪ *Judith Wonke*

Brückenschlag

Vom 3. Oktober bis 19. November erlebte Dorsten eine Premiere mit einer interkulturellen Veranstaltungsreihe, zu der sich Religionsgemeinschaften, Vereine, Einzelpersonen und Initiativen zusammengefunden haben. Beteiligt an den insgesamt elf Angeboten für Erwachsene, Kinder und Jugendliche – Begegnungen, ein Konzert mit dem Ensemble Avram, Vorträgen und Exkursionen – waren neben dem Jüdischen Museum u.a. die beiden Kirchen sowie die DITIB-Moscheegemeinde. Die im Frühjahr geplante Reihe hatte durch die Flüchtlingsströme des Frühherbsts zusätzliche Aktualität erlangt und fand großes Interesse. Am Konzert in der Hervester Kreuzkirche nahmen mehr als 200 Zuhörer/innen teil, ein Tagesseminar mit drei Vertretern aus Judentum, Islam und Christentum fand im Museum statt. Auch alle anderen Termine waren gut besucht.

Fakten, aber auch das Gespräch über Ängste und Befürchtungen waren die Grundabsicht. Im Interesse eines friedlichen Zusammenlebens der Religionen und Kulturen gab es gut genutzte Chancen, sich mit freundlicher Neugier zu begegnen und auch unbequeme Fragen zu diskutieren.

»Heimatkunde« – auf Zuwachs angelegt

Die aus unserer bereits abgebauten Sonderausstellung »Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn« erwachsene Internetseite ***www.heimatkunde-jmw.de*** gibt es weiterhin und sie soll auch zukünftig als Themenarchiv weiter wachsen.

In diesem Jahr kamen nach dem Ausstellungsende noch Bausteine hinzu über einen Besuch aus Kanada auf familiären Spuren, über die jüdischen Jugendlichen, die 1948 »Alija machten« sowie einige Videoclips über jüdische »Heimat«-Verständnisse heute.

Zur Mitarbeit daran seien Interessierte aus der lokalen und regionalen Forschung herzlich eingeladen! Die Seite bietet sich für alle Themen an, die die beiden Pole »Juden in Westfalen« und »Heimat« bzw. Heimatverlust miteinander verknüpfen: kurze Texte, Fotoserien, literarische Spuren, vielleicht auch Audioclips aus Zeitzeugen-Interviews sind uns herzlich willkommen. Geschichten über das Dazugehören und das Ausgeschlossensein, über jüdische Bürgerrechte und jüdisches Engagement in den Gemeinden, über interessante Verbindungen von »Jüdischem« und »Westfälischem« passen auf diese Seite.

Wenn Sie Ideen dazu haben, nehmen Sie bitte mit uns Kontakt auf unter ***info@jmw-dorsten.de*** oder den bekannten Adressen (s. Impressum).

Kultur statt Currywurst – ein voller Erfolg

Der Sommer zeigte sich wettertechnisch von seiner besten Seite als wir an einem Mittwoch in den Ferien unsere Türen für die Daheim-Gebliebenen öffneten. Bereits zum zweiten Mal lautete das Mittagspausen-Motto im Museum »Kultur statt Currywurst«. Mit rund 15 Besuchern war das Angebot, eine Kurz-Führung im Museum zu bekommen, gut besucht. Nicht nur Angestellte aus den umliegenden Banken waren erschienen sondern auch Jugendliche und Rentner_innen. Es sollte sich schnell zeigen, dass die Besucher nicht gekommen waren, weil sie auf eine Abkühlung (Stichwort: Klimaanlage) hofften, sondern weil sie echtes Interesse an der Ausstellung hatten.

Auf die Frage, wer das Museum schon einmal besucht habe, meldeten sich tatsächlich nur wenige Besucher. Also hieß es in aller Kürze einen Überblick über das Judentum und die wichtigsten Exponate geben: Zunächst gab es einige Informationen zur Tora und der Bedeutung des Torazeigers (Jad), der natürlich auch angefasst werden durfte. »Huch, der ist ja viel leichter als gedacht«, ertönte es sofort. Es folgte eine Erklärung zum Aufbau der Synagoge am Modell der Landsynagoge Vreden und natürlich durften einige Informationen zum Schabbat nicht fehlen. Bevor es zur letzten Station ging und ein kurzer Einblick in die aktuelle Situation der jüdischen Gemeinden in Deutschland gegeben wurde, machten wir noch einen Zwischenstopp. Denn die Besucher brachten sich trotz der knappen Zeit auch aktiv ein: »Wieso hat der eine Leuchter sieben und der andere acht Arme? Das habe ich mich schon immer gefragt.« Mit ein paar kurzen Sätzen wurde der Unterschied zwischen Menorah und Chanukkia erläutert. Ersterer kann täglich angezündet werden, während letzterer nur einmal jährlich, zum Chanukka-Fest aufgestellt wird. Eine Woche dauert das Fest, mit dem an die Rückeroberung des Tempels in Jerusalem 164 v. Chr. erinnert wird. An jedem Abend wird eine weitere Kerze des acht-armigen Leuchters angezündet, bis am letzten Abend jede Kerze brennt. Traditionell spielen Kinder im Kerzenschein mit dem Dreidel (Kreisel), um an das Wunder zu erinnern. Die vier Seiten des Kreisels zeigen die Buchstaben ג נ ש ה. Sie stehen für den Satz: Ein großes Wunder geschah dort.

Unser Mittagspausen-Angebot wird es auch in Zukunft geben. Vielleicht dann unter dem Motto: »Kultur und Currywurst«!?

▪ *Mareike Böke*

… Die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

Es sind die Geschichten von Opfern und Tätern, die in der Gedenkstätte in Düsseldorf erzählt werden: Sinti und Roma, Juden, Sozialdemokraten aber auch Soldaten und Homosexuelle, psychisch Kranke, Zwangsarbeiter

oder angebliche »Deserteure«. Was all diese Gruppen gemeinsam haben ist ihr jugendliches Alter – und ihren Kontakt mit dem Nationalsozialismus. Die neue Dauerausstellung der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf setzt sich seit diesem Jahr mit Düsseldorfer Kindern und Jugendlichen im Nationalsozialismus auseinander.

Um diesen individuellen Biografien auf den Grund zu gehen, machte die Jugendgruppe des Jüdischen Museums Westfalen am 7. Oktober eine Exkursion in die Landeshauptstadt am Rhein. Eine Führung gab erste Einblicke in das Leben der Düsseldorfer Jugendlichen zwischen 1933 und 1945, ein anschließender Workshop beschäftigte sich mit den individuellen Biografien. Neben einer Sinti und einer Jüdin, die unter der Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland litten, wurde auch ein Soldat (Jahrgang 1922) porträtiert, der erst an der Wolfsschanze, dem Hauptquartier Hitlers, stationiert war und später in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Es zeigte sich, wie schwer eine Kategorisierung in Gut und Böse, in Opfer und Täter manchmal ist. Auch die Frage des Entscheidungsspielraumes spielte bei der abschließenden Diskussion eine große Rolle. Besonders im Licht aktueller Geschehnisse stellt sich die Frage, inwieweit ein Jugendlicher, der in das System integriert wurde, Unrecht erkennen und verhindern kann.

Als letzter Punkt stand eine Besichtigung der Luftschutzkeller auf dem Programm. Diese liegen unter der heutigen Mahn- und Gedenkstätte und wurden mit Kriegsbeginn als öffentliche Zufluchtsorte errichtet. Doch auch das restliche Gebäude, in dem die Gedenkstätte 1987 eröffnet wurde, hat historischen Wert. Im Jahre 1926 wurde das staatliche Polizeipräsidium eingerichtet, ab April 1933 hatte auch die Gestapo ihren Sitz in dem Gebäude an der Mühlenstraße. Bis zum April 1934 sollte schließlich das Polizeipräsidium ausziehen, die SS-Standarte, die Heeresstandortverwaltung und das Wehrbezirkskommando bezogen die leerstehenden Büroräume. All die Behörden, die zukünftig im ehemaligen Polizeipräsidium zuhause waren sind Teil der Verfolgung gewesen – Es ist somit nicht verwunderlich, dass viele Dokumente, die in der Ausstellung ausgestellt sind, auf das Gebäude in der Mühlenstraße verweisen und auch in der Gruppenarbeit zur Sprache kamen.

▪ *Judith Wonke*

Judith Wonke, 21, absolvierte im September/Oktober ein Praktikum im JMW. Sie studiert Geschichte, Anglistik und Amerikanistik. Außerdem arbeitet sie neben dem Studium im Neanderthal Museum Mettmann.

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
Redaktion: Mareike Böke, Anke Klapsing-Reich, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer
Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
Email: info@jmw-dorsten.de
Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag
Layout: Leoni Buscher, Recklinghausen
Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen
Förderer: Die Herausgabe von Schalom wird gefördert durch die Kreisverwaltung Recklinghausen (Druck)
Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

»Menschen sind keine Nummern«

Auf jüdischen Spuren in Belgien

Ik ben geen nummer – Je ne suis pas un numéro: Die Gedenkstätten des zweisprachigen Landes Belgien geben Tausenden von Gefangenen, Deportierten, Ermordeten der nationalsozialistischen Ära ihre Identität zurück, aus der Nummer wird wieder ein Gesicht, ein Name. Davon konnten sich die Teilnehmer der diesjährigen Studienfahrt des JMW überzeugen.

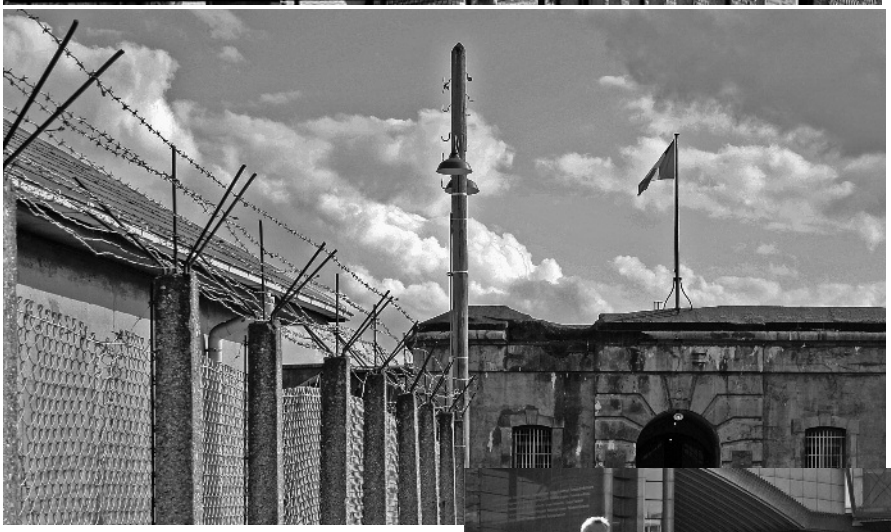
Erste Station: Mechelen. Die beschauliche Kleinstadt mit großer Vergangenheit, im 16. Jahrhundert Hauptstadt der habsburgischen Niederlande, war 1942 bis 1944 Schauplatz der Deportationen von Juden, Sinti und Roma aus Belgien in die deutschen Vernichtungslager, begünstigt durch die Lage zwischen Brüssel und Antwerpen, den Wohnorten von 90% der jüdischen Bevölkerung. Darüber hinaus verfügte die Kaserne Dossin, eine ehemalige österreichische Infanteriekaserne, über die notwendige Schienenverbindung zum Bahnhof Mechelen. Von Juni 1942 bis September 1944 fungierte sie als SS-Durchgangslager für 24 916 Juden und 351 Sinti und Roma; nur 1 221 der vorrangig nach Auschwitz-Birkenau Deportierten überlebten. Von den ca. 60 000 vor dem Krieg in Belgien lebenden Juden konnten sich über 50% retten, schafften die Flucht oder erhielten die Möglichkeit unterzutauchen. Die Judengesetzgebung erzwang ab Mitte Juni 1942 Enteignung und Ausgangssperre, das Tragen des Sterns, schließlich die »Evakuierung«. Da half es, dass das tolerante Brüssel Straßenbahnen zur Beförderung der Kindergartenkinder zur Verfügung stellte und die Parks geöffnet hielt, Bürgermeister nach bestem Wissen und Gewissen die Gesetze zu missachten suchten – die Deportationen aber waren nicht zu verhindern, auch wenn sich zum ersten Arbeitseinsatz in der Kaserne ein Großteil der nominierten Juden der Aufforderung widersetzte. Dann aber rollten die Züge, 28 Transporte mit jeweils um die 1000 Menschen. Beim 20. Transport am 19.04.1943 stoppten drei junge Männer den Zug, so dass 270 Gefangene die Flucht versuchten, 120 von ihnen sich retten konnten.

Somit verzeichnen die Transportlisten des Zugs Nr. 20 1 631 Gefangene, von denen 151 überlebten, während von den 627 Gefangenen des Zugs Nr. 19 nur 8 Menschen die NS-Zeit überstanden. Das Spezifikum der Kaserne Dossin ist die gute Dokumentation, die Transportlisten wie auch das Archiv des zuständigen SS-Sicherheitsdienstes blieben vollständig erhalten.

Die Bilderwand im Innern der Gedenkstätte, die als »Museum und Dokumentationszentrum für Holocaust und Menschenrechte« 2012 gegenüber der historischen Kaserne entstand, zeigt die Porträts der Deportierten. Die pädagogische Arbeit des Museums greift über Antisemitismus und Judenverfolgung hinaus, verweist auf Menschenrechtsverletzungen jeglicher Art, legt den Fokus auf Machtstrukturen, Vorurteile und Diskriminierung. Gründer des ursprünglichen »Jüdischen Deportations- und Widerstandsmuseums« war 1995 Natan Ramet (1925-2012), der am 29.08.1942 zum Transport Nr. 6 gehörte. Als er zurückkam, litt er lange unter dem Schweigen der Bevölkerung. Gegen ein solches Verschweigen und Vergessen setzt die vorzügliche Dokumentation mit ihren Listen und Bildern, mit ihren Geschichten von Gewalt und Widerstand, Diskriminierung und Hoffnung.

Das ist auch das Anliegen von Fort Breendonk. Die zweite Station der Studienreise ist die Anfang des 20. Jahrhunderts zur Verteidigung Antwerpens errichtete Festung bei Willebroek, ein martialisch anmutender Gebäudekomplex mit Wassergraben, der seit September 1940 der Gestapo als Auffang- und Durchgangslager diente. Mindestens 3 532 Menschen waren hier inhaftiert, die jüdischen Gefangenen wurden über Mechelen nach Auschwitz-Birkenau, die politischen Gefangenen vorzugsweise nach Buchenwald deportiert. Die erbärmlichen Schlafquartiere, Folterkammer und Hinrichtungsstätte des im originalen Zustand erhaltenen Lagers präsentieren die Orte, an denen Menschen kaum vorstellbare, immer noch unbegreifliche Qualen erlitten.

Mehr noch: Am Eingangstor verwandelt sich der freundliche Guide urplötzlich in einen brutalen SS-Mann,



übernimmt mimisch, gestisch, vor allem sprachlich dessen Attitüde, um unmittelbar zu demonstrieren: Hier war der Mensch nur eine Nummer, wertlos, würdelos, der übermächtigen Gewalt und der eigenen Ohnmacht ausgeliefert. So auch ein kleinwüchsiger polnischer Jude, der, weil er Schuhe unterschiedlicher Größe zugeteilt bekam, zum Appell nicht regelkonform antreten konnte – Schuhspitzen und Absätze ließen sich nicht passgenau ausrichten –, deshalb immer wieder bestraft und schließlich ermordet wurde. Die Leidensgenossen hüpften auf Befehl wie Frösche, drängten zum zweiminütigen Toilettengang, gehorchten willenlos den deutschsprachigen Befehlen. Die Führung vermittelt anstelle distanziert-sachlicher Darstellung Authentizität, die Gruppe stellt sich, zunächst irritiert, dann zunehmend aufgeschlossen, den zynischen Kommentaren. Aus der Konfrontation mit der Macht des Wortes, mit der hilflos erlittenen Willkür erschließt sich letztlich als die Botschaft von Breendonk der Aufruf zur Wahrung der Menschlichkeit. Die Museumspädagogik richtet sich vornehmlich an Jugendliche, zunehmend auch an deutsche Schüler. In dem interaktiven Projekt »Ich bin keine Nummer« erfahren sie von den Schicksalen der Häftlinge, die ihren Namen, ihr menschliches Gesicht zurückerhalten haben.

Dann also Brüssel. Wer den Namen der belgischen Hauptstadt hört, assoziiert sofort Atomium und Manneken Pis, Pralinen und Pommes, Waffeln und EU. Nichts davon hat gefehlt, vor dem Parlamentarium stellten sich die Dorstener zum obligatorischen Gruppenfoto auf.

Die Stadtrundfahrt ließ aber auch einen Halt an der Grande Synagogue zu, der bedeutendsten der zwölf Synagogen in Brüssel, 1878 erbaut, lange schon das Zentrum der reformierten Gemeinde und 2008 im Gespräch als Ort einer europäischen Hauptsyn-

agoge. Diese Idee wurde nicht realisiert, von den Portalen ruft hingegen weiterhin das Wort des Propheten Maleachi zur Besinnung auf: »Haben wir nicht alle denselben Vater? Hat nicht der eine Gott uns alle erschaffen?« (Mal 12,10)

Von den 40 000 belgischen Juden leben 19 000 in Brüssel. Während die Gemeinden in Antwerpen, vorrangig orthodox orientiert, durch offenen Antisemitismus und Veränderungen im Diamantengeschäft zu schrumpfen beginnen, erweitern jüdische EU-Angestellte zumindest zeitweilig die Gemeinden in Brüssel. Im Jüdischen Museum von Belgien ist die Geschichte jüdischen Lebens in Belgien seit 1832, dem Jahr der Unabhängigkeit, dokumentiert, viele Exponate gehen bis ins 17. Jahrhundert zurück. Der Anschlag vom 24.05.2014, dem vier Menschen zum Opfer fielen, hat die jüdische Gemeinde zutiefst verunsichert und dem Museum verschärfte Sicherheitsvorkehrungen eingebracht. Hat man sie mit viel Geduld überwunden, erlebt man ein interessantes Museum. Die Dauerausstellung befindet sich in einem Gebäude mit bunter Historie: Ursprünglich die Neue Deutsche Schule, zwischen den Weltkriegen für Militärgericht und Kriegsrat genutzt, seit 1940 für die deutsche Militärpolizei, nach dem Zweiten Weltkrieg nacheinander Behausung für Nationalarchiv, deutschsprachige Gemeinde Belgiens und Musikinstrumentenmuseum und schließlich seit 2005 für das Jüdische Museum. Die zahlreichen Objekte dokumentieren die unterschiedlichen Ausrichtungen des belgischen Judentums, 212 Ordner enthalten Namen und Anschriften aller in Belgien wohnenden Juden während der sechs Volkszählungen seit 1756, die Schul von Molenbeck, 1946 im Innern eines Wohnhauses errichtet und 2003 geschlossen, erlaubt den Einblick in aktuelles jüdisches Leben. Nach so viel Ernsthaftigkeit darf auch mal Freude aufkommen, sie gilt einem Schachspiel zwischen Christen und Juden, in den 1980er Jahren aus Muranoglas gefertigt. Die »Dame« auf christlicher Seite ist eine Nonne mit gewaltiger Haube, ihr korrespondiert die jüdische Mamme mit den Schabbatkerzen.

Letzte Station, schon auf dem Heimweg: die Landsynagoge in Rödingen. In dem kleinen Ort hatte sich im 19. Jahrhundert eine kleine jüdische Gemeinde etabliert, der Gemeindevorsteher ließ 1841 hinter seinem Wohnhaus eine Synagoge errichten – heute das einzige erhaltene jüdische Gotteshaus im westlichen Rheinland, weitgehend im Originalzustand erhalten. Seit 1934 als Werkstatt zweckentfremdet, überstand sie NS-Diktatur und Nachkriegszeit und wurde in den 1980er Jahren als Kulturdenkmal wahrgenommen. 1999 übernahm der LVR das Gebäudeensemble von Wohnhaus und Synagoge und sicherte behutsam die Spuren von ursprünglicher Funktion und Zweckentfremdung, im September 2009 wurde das »LVR-Kulturhaus Landsynagoge Rödingen« neu eröffnet. Die ehemaligen Wohnräume geben Aufschluss über das Leben ihrer Besitzer, über das Dorfleben und das rheinische Landjudentum, die Synagoge mit Thora-Nische und Frauenempore wird heute als Kulturhaus genutzt und kommt damit der eigentlichen Verwendung als Versammlungsstätte einer Gemeinde ziemlich nahe. Hier hört die Reisegruppe zum guten Schluss einen Text, mit dem M. Peek-Horn, ehrenamtliche Mitarbeiterin des Kulturhauses, das Bild eines Schofarhornbläsers vorstellt: »Er kann sein Glauben anbinden, kann es äußern, hineinhorchend in das Fragen, Suchen und Finden vieler Generationen vor ihm. In ihnen ist er geborgen, er muss nicht alles allein schaffen, er darf weitergeben und kann zugleich die ganze Tradition aufgreifen und zu seinem Eigenen machen. Er ist ein Zwerg auf den Schultern von Riesen.«

▪ *Reinildis Hartmann*

Fotos: R. Hartmann, H. Hauptvogel

»Starb auf tragische Weise nahe von Bergen-Belsen«

Vorbemerkung: Ein Exponat der großen »Heimatkunde«-Ausstellung im JMW, die Zeitschrift der Bergen-Belsener Displaced Persons (DP) »undser schtime« (s. meinen Beitrag in der vergangenen Schalom-Nummer) und die Beiträge des Katalogs zur Ausstellung (S. 185-192) rufen uns das Thema der DPs und der DP-Camps wieder in Erinnerung. Ein Besuch der Gedenkstätte Bergen-Belsen, der dortigen Friedhöfe und eine weitere Lektüre der Zeitschrift »undser schtime« bringt eher zufällig Neuigkeiten hervor, die sich als kleiner Puzzlestein des großen Themas ‚DPs' erweisen.

Am 15. April 1945 befreiten britische Truppen das KZ Bergen-Belsen. Wer dem Tod entronnen war, machte sich zur Rückkehr in seine Heimat auf. Aber wohin sollten die jüdischen Überlebenden gehen? Ihre Familienangehörigen, die MitbewohnerInnen ihrer Dörfer und Städte waren zumeist ermordet worden. So bildete sich in Bergen-Belsen – neben einem polnischen Lager – ein Camp für jüdische KZ-Überlebende und osteuropäische jüdische Flüchtlinge.

Fotos: Stefan Breuel

Im Camp lebten zeitweise bis zu 12.000 jüdische DPs, einige zogen weiter, andere kamen hinzu. Britische Ärztinnen und Ärzte, Krankenschwestern und HelferInnen versorgten tausende Kranke. Eine kaum zu bewältigende Aufgabe in diesen Monaten. Entkräftet durch die Lebensbedingungen in den KZs oder von Typhus und Fleckfieber heimgesucht, starben in den ersten drei Monaten – so erfährt man in der Bergen-Belsener Ausstellung und im Katalog (S. 305) – mehr als 14.000 Menschen. Zuerst wurden die Toten auf dem sog. Zelttheaterfriedhof in Massengräbern beerdigt, nachher wurden bei der Bestattung einzelner Personen hölzerne Erinnerungstafeln aufgestellt (vgl. Katalog, S. 342 f.). Erst Monate später bzw. nach Jahren wurden durch Hinterbliebene steinerne Grabstelen errichtet.

Ein außergewöhnliches Beispiel sei hier vorgestellt:

Aus der Zeitschrift »undser schtime« und aus der Inschrift eines dieser Grabmale erfährt man etwas über das Schicksal von Gitl Glasser (1925-1946). Gitl bzw. Gisa Glasser verunglückte am 02.09.1946 – so berichtet »undser schtime« am 15.09.1946 – bei einem Autounfall in der Nähe von Soltau. Sie war Mitarbeiterin des Fischfang-Kibbuz ‚Serubabel' und mit einigen Kindern im Auto auf dem Rückweg von Blankenese nach Bergen. Auf regennasser Fahrbahn rutschte das Fahrzeug von der Straße und überschlug sich. Der Fahrer und die mitfahrenden Kinder wurden meist nur leicht verletzt, aber Gisa Glasser und Judah Benzkowski, ein Schüler aus dem Blankeneser Kinderheim, erlagen am 03. bzw. 06.09. in Bergen-Belsen ihren schweren Verletzungen. Der Zeitungsbericht endet mit dem Kommentar: »Die Reihen der wenigen jüdischen Kinder, die den grauenhaften Nationalsozialismus überlebten, haben sich um zwei verringert, die ihrem ausgemarterten Volk sicher von großem Nutzen hätten sein können. Wir trauern über den Verlust und werden sie nicht vergessen.«

Aus dem Text der Inschrift ergeben sich weitere Informationen:

פ"נ
הבתולה החשובה
גיטל
בת ר חיים גלאזער
מפאליען - גלאד - רומעניען
מתה באופי טראגי סמוך לבערגן-
בעלין[1] ביום ו אלול תש"ו
תנצב"ה

10.III.1925 – 2.IX.1946
Glasser Gisii

‚Hier ist begraben'
die angesehene junge Frau
Gitl
Tochter des ‚Herrn' Chajim Glasser
aus Polien – Glod – Rumänien.
Sie starb auf tragische Weise nahe von Bergen-
Belsen am Tag 6 Elul 706.
‚Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens'.

Die Zeitschrift als papierenes Archiv teilt uns die näheren Umstände des Unfalls mit, die Inschrift der Grabstele als Teil des steinernen Archivs bietet uns andere Informationen. Hier erfahren wir den Namen ihres Vaters, Chajim Glasser, Gitls Herkunftsort, der heute auf Rumänisch Poienile Glodului heißt, und das Todesdatum nach dem jüdischen Kalender.

Vielleicht mögen wir uns dem Wunsch, der zumeist auf jüdischen Grabsteinen als Abschlussformel zu lesen ist, anschließen, dass ihre Seele in das Bündel des Lebens eingebunden sei.

▪ *Walter Schiffer*

Das glückliche Ende einer Odyssee…

Bevor ich über meine Praktikumsprojekte berichte, möchte ich mich kurz vorstellen: Mein Name ist Sebastian Braun, ich bin in Dorsten geboren und studiere an der Universität Duisburg-Essen im Master Germanistik und Geschichte. Aber nicht für das Lehramt. »Nicht auf Lehramt?« – Was willst, du denn damit machen?« – Zugegeben, mit dieser Frage wurde ich schon oft konfrontiert und wusste selbst keine passende Antwort. Meist entgegnete ich – »Irgendetwas im Kulturbereich.« Hier zeigt sich einmal mehr das alte Leiden eines Geisteswissenschaftlers – wo kann man arbeiten, was kann man arbeiten?

Da ich mich schon immer durch einen starken Heimatbezug auszeichnete, zog es mich schließlich zurück zu meinen Wurzeln. Ich erinnerte mich an mein Schüler- Praktikum während der Oberstufenzeit – es war im Jahr 2004 im Jüdischen Museum Westfalen. Ein Praktikum, das mir damals einen sehr informativen Einblick in die Museumsarbeit sowie die jüdische Kultur und Religion ermöglichte und an das ich mich gern erinnere. Motiviert, endlich eine neue, alte Perspektive (wieder)gefunden zu haben, entschied ich mich in der vorlesungsfreien Zeit ein sechswöchiges Praktikum im Jüdischen Museum Westfalen zu absolvieren. Dieses Mal mit dem Ansatz die wissenschaftliche Arbeit eines Kurators und die Museumspädagogik näher kennenzulernen. Ich wurde nicht enttäuscht und konnte wertvolle und hinreichende Erfahrungen im Bereich der Museumsarbeit sammeln.

Im Rahmen meines Praktikums konnte die Ausstellung in der Begegnungsstätte »Alter Jüdischer Betsaal« in Gelsenkirchen thematisch neu gestaltet werden. Befasste sich die vorige Ausstellung mit dem Thema »Koschere Speisen«, liegt nun der Schwerpunkt auf den religiösen Feier- und Gedenktagen des persönlichen Lebens und den damit verbundenen Traditionen. Die Ausstellung widmet sich eingehender folgenden Themen: Beschneidung – Berit Mila, Bar Mizwa und Bath Mizwa, Eheschließung – Kidduschin und dem Umgang mit Tod, Trauer und Begräbnis. Ausgewählte Exponate und Begleittexte – darunter auch eine Beschneidungskassette aus dem 19. Jahrhundert – veranschaulichen, wie sich jüdischer Glaube im persönlichen Leben manifestiert und beleuchten die religiösen Aspekte der einzelnen Feste. Zentrales religiöses Motiv aller Feste ist der Bundesschluss Abrahams mit Gott. Mich beeindruckt, wie der Begriff des Bundes, den jüdischen Glauben gleichsam wie ein roter Faden alle Lebensalter durchzieht und zugleich Glaubensgrundstein und Erlösung ist.

Einem weiteren Projekt galt während meines Praktikums meine besondere Aufmerksamkeit: Der Geschichte der aus Dorsten stammenden jüdischen Familie Eisendrath. Seit einigen Jahren Forschungsgegenstand des Museums, offenbart sie ein weitverzweigtes Familienmosaik. Ich wertete die bisherigen Forschungsgerbnisse aus, recherchierte im Museums- und Stadtarchiv und konnte eine kleine Ausstellung über die Geschichte der Familie, ergänzend zu den bisherigen Publikationen, konzipieren. In zweiter Generation in die USA ausgewandert, liegen ihre Wurzeln in Dorsten und führen auf den »Stammvater« Samson Nathan Eisendrath (1785-1857) und seine Frau Julia (Isaak) Eisendrath (1793-1878) zurück. Nach der rechtlichen Gleichstellung der Juden in Preußen im Jahre 1812, war der damals 27-jährige Samson Nathan Eisendrath der dritte Jude, der in Dorsten eine Niederlassungserlaubnis erhielt und eine führende Rolle in der jüdischen Gemeinde einnahm. Der Zusammenhalt war der kinderreichen Familie sehr wichtig. Dies spiegelt sich in der Namenswahl der Familie wider. Im Zuge eines Kabinettsbeschlusses vom 31. Oktober 1845 der preußischen Regierung in Münster wurden alle Juden dazu veranlasst, einen erblichen Familiennamen zu führen. In der preußischen Provinz Westfalen ermöglichte die Regierung den Juden eine freie und zivile Namenswahl. Der Familienname »Eisendrath« leitet sich einerseits von »Eisen« als das härteste Metall und von »Drath« als dem Band, welches die Familie zusammenhält, ab.

Die Emigration des Sohnes Nathan Samson (1823-1902) in die USA im Jahre 1848 veranschaulicht, stellvertretend für über 100.000 europäische Juden im 19. Jahrhundert, die Sozialgeschichte der Auswanderung und lässt den Emanzipationsprozess nachvollziehen, den viele Juden durch ihre Emigration in die USA durchlebten: Die Entwicklung einer ursprünglich kleinstädtisch-gemeinschaftlich sozialisierten Familie zu einer metropolenzentrierten und beruflich-ausdifferenzierten Großfamilie. Dabei fasziniert mich am meisten, dass vor dem Hintergrund der Emigration der Familie Eisendrath universale Kulturgeschichte durch lokalgeschichtlichen Bezug erfahrbar wird.

Im Rahmen einer Schenkung erreichten Ende 2014 zwei Gebetbücher aus dem Jahre 1833 das Museum, die laut handschriftlichem Eintrag David Samson Eisendrath (1816-1878) gehört haben und umfassend restauriert wurden. Sie werden als Teil der Ausstellung erstmals der Öffentlichkeit präsentiert. Die Gebetbücher Machsorim, enthalten einen deutsch-jüdischen Text in hebräischer Druckkursive für die hohen Feiertage Rosch ha-Schanah und Jom Kippur (Band 1) sowie für die Festtage Sukkoth, Pessach und Schawuot (Band 2). Sie stammen aus einer sehr bekannten jüdischen Druckerei in Sulzbach

Drei Tage lang…

Spielen, Basteln, Rätseln und Toben

»Komm, ich muss Dir noch schnell was zeigen!« Und schon war Kevin mit seiner Freundin nach oben in die Ausstellung verschwunden, als er am letzten Tag der drei-tägigen Ferienwerkstatt abgeholt wurde. Da musste das Freibad noch kurz warten. Schließlich konnte er auch einiges in der Ausstellung zeigen und Verschiedenes über die Exponate und deren Bedeutung berichten. In den letzten Tagen hatten er und die anderen Kinder bei der Ferienwerkstatt die Tora, die Synagoge, verschiedene Feste und jüdische Speisen kennengelernt. Und auf einmal war das »Fremde« gar nicht mehr so fremd.

Am ersten Tag stand zunächst Papier schöpfen auf dem Plan, denn einer der Programmpunkte am nächsten Tag lautete, den eigenen Namen auf Hebräisch zu schreiben. Dann ging es erst mal in die Ausstellung, wo es einiges zu entdecken gab. Nach einer kurzen Vorlesestunde in der Mittagspause durften die Kinder das traditionelle Gericht Charosset (die regelmäßigen Schalom-Leser haben davon schon in der letzten Ausgabe gelesen) zubereiten, was so gut schmeckte, dass Kevin davon unbedingt etwas mit nach Hause nehmen wollte und dafür schnell seine Brotdose leerte.

Der nächste Tag startete mit einem gemeinsamen Aufwärmlied im Museumsgarten. Dann konnten die Kinder ihre eigene Kippa basteln. Das machten sie mit einer solchen Hingabe und Perfektion, dass der Vormittag schon vorbei war, bevor es weiter ging: Endlich war das Papier getrocknet und konnte mit hebräischen Buchstaben beschrieben werden. Dafür galt es sich zunächst mit der hebräischen Sprache vertraut zu machen und die Regeln kennenzulernen: Es gibt im Hebräischen keine Vokale, die Wörter werden von rechts nach links geschrieben und bestimmte Buchstaben gibt es überhaupt nicht. Da war es gar nicht so leicht, den eigenen Namen zu schreiben aber zum Glück hat er dann ja weniger Buchstaben. Auf das eigens dafür angefertigte Papier wurden nicht nur die eigenen Namen geschrieben, sondern auch die der Geschwister und Eltern, Liebesbotschaften an Pferde und Freunde. Einige Kinder nutzten dafür die Schablonen mit der hebräischen Schrift, andere wagten sich mutig »freihändig« an das Schreiben der fremden Buchstaben.

Am letzten Tag standen Spiele auf dem Programm. Dabei lernten die Kinder das Dreidel-Spiel kennen, mit dem jüdische Kinder an Chanukka spielen. In Ergänzung dazu lernten die Kinder die Bedeutung des Feiertags kennen. Ebenso erfreute sich das Feiertags-Memory großer Beliebtheit. Ein regelrechter Wettbewerb schließlich entwickelte sich um das Puzzle zum Schabbat. Als dies mit vereinten Kräften geschafft war, durften die Kinder noch die Stadt Dorsten bei einer Stadtrallye von einer ganz neuen Seite kennenlernen. Die Belohnung für den kreativen und interessierten Einsatz der Kinder gab es dann am Ende in der Eisdiele.

Übrigens: Viele der beschriebenen Aktivitäten sind auch für Schulklassen oder andere Gruppen buchbar. Sprechen Sie uns an!

▪ *Mareike Böke*

Fortsetzung | Seite 14

(Bayern), die vom 17. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert von großer Bedeutung für das deutsche und europäische Judentum war. Der tolerante Wittelsbacher Herzog, Pfalzgraf Christian August (1632-1708) hob in seinem Fürstentum den Konfessionszwang auf und erlaubte 1666 die Neuansiedlung von Juden. Durch die Übertragung des Buchdruckprivilegs an den aus Prag stammenden Juden Isak ben Jehuda Jüdels (1628–1690), ermöglichte er die Einrichtung einer Druckerei für hebräische Schriften.

Bis 1851 wurden rund 300 Werke in Sulzbach publiziert, darunter »Siddurim«, Gebetbücher für den Schabbat, »Machsorim«, Gebetbücher für die hohen Feiertage und Ausgaben des Talmud. Mitte des 19. Jh. wurde Sulzbach von größeren Druckereien wie Frankfurt, Wien und Krakau abgelöst.

Durch die Konzeption der Ausstellungen konnte ich meine Kenntnisse in jüdischer Geschichte, Kultur und Religion vertiefen und die wissenschaftliche Arbeit eines Kurators kennenlernen. Hospitationen bei Studientagen gaben mir wertvolle Einblicke in die Museumspädagogik und machten mir bewusst, wie wichtig die historisch-politische Bildungsarbeit für unsere Gesellschaft ist. Ich bin dankbar für das Praktikum, denn schließlich fand auch meine Odyssee, die Suche nach einem möglichen Betätigungsfeld nach Abschluss meines Studiums, ein glückliches Ende. Ich wurde bestärkt, künftig im Museumsbereich meine Berufung gefunden zu haben.

Ein Rabbiner in Recklinghausen

Selig S. Auerbach

Die kürzlich erschienene Biografie des letzten Recklinghäuser Gemeinde- und Bezirks-Rabbiners vor der Shoah kann einmal mehr die Brüche illustrieren, die die Nazi-Zeit in jüdisches Leben eingefräst hat: in das Leben von Einzelnen, von Familien, von Gemeinden und Traditionen. Selig Sigmund Auerbach – Jahrgang 1906, aus einem seit dem 18. Jahrhundert bekannten Geschlecht von (orthodoxen) Rabbinern – begleitete diese Gemeinde »lediglich« in den dramatischen Jahren 1934 bis 1939. Vorher in Nürnberg tätig, bekam er hier seine erste richtige Stelle und wohnte nach seiner Heirat, ebenfalls 1934, im Haus »Am Polizeipräsidium 3«. Er wurde damit zuständig für 19 Einzelgemeinden der Region mit etwa 600 Mitgliedern; auch mit der Überwachung des lokalen Religionsunterrichts und der Speiseregeln war er befasst.

Das damalige Gemeindeleben war geprägt durch die Synagoge, die jüdische Volksschule und das Gemeindezentrum mit seiner Jugendarbeit – und natürlich von den antijüdischen Repressionen, spätestens ab 1935 für alle spürbar. Selbsthilfe-Aktivitäten und Emigrationsvorbereitungen schoben sich in den Vordergrund. 1938, in den gefährlichen Nächten des 9. und 10. November, war Auerbach an der polnischen Grenze unterwegs, um die Ende Oktober dorthin abgeschobenen Gemeindemitglieder polnischer Herkunft zu unterstützen, und entging so der Verhaftung zuhause. In Berlin festgenommen und kurzfristig im KZ Oranienburg eingesperrt, konnte er nach seiner Rückkehr und Gestapohaft in die Niederlande emigrieren, später über England in die USA reisen. Hier gelang ihm ein Neubeginn als Rabbiner in Georgia, Ohio, Michigan und anderen Bundesstaaten, zeitweise auch als Militärrabbiner. Vor seinem Tod im Jahr 1997 besuchte er zweimal Recklinghausen (und auch einmal das Dorstener Jüdische Museum). An sein Wirken erinnern u.a. das heutige Gemeindehaus und ein Preis, den die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit an Schulen verleiht, die in der Geschichtsarbeit engagiert sind. Gut dass Wolf-Simon Greling und Gerda Koch diesem mutigem Mann mit ihrer kleinen, gut lesbaren Biografie ein Denkmal gesetzt haben!

▪ *Nong*

Selig und Hilda Auerbach in Dorsten, 1993

Gerda E. H. Koch/Wolf-Simon Greling: Selig Sigmund Auerbach. Ein deutsches Rabbinerschicksal im 20. Jahrhundert, Berlin (Hentrich & Hentrich) 2015, €9,90

Deutsch-israelische »Normalität«? Eine Anthologie

50 Jahre deutsch-israelische diplomatische Beziehungen waren Anlass für Vieles – u.a. auch für einen Kongress und einen Sammelband, die jüngere (na ja: aus den Jahrgängen 1955 bis 1986) deutsche und israelische Autorinnen und Autoren, namhafte und unbekanntere, zusammenbringen. Was hat die sog. »dritte Generation« zu den schwierigen Kommunikationsverhältnissen zwischen Israelis und Deutschen zu sagen? Hier ist kein Platz, auch nur die Autoren aufzuzählen, geschweige denn die in der Qualität durchaus schwankenden Beiträge zu würdigen. Doch der programmatische Titel ist durchaus passend: hier geht es um Beziehungsgeschichten, die – der Vergangenheit bewusst – der Gegenwart ihr Recht lassen. Missverständnisse, Untiefen, wechselseitige Projektionen, verunglückte Witze, »neue Deutsche« und »neue Israelis« – das alles ist hier zu haben und fügt sich zu einem sehr anregenden Panorama: Es macht Lust auf die Realität und Kompliziertheit solcher Begegnungen.

▪ *Nong*

Norbert Kron/Amichai Shalev (Hg.): Wir vergessen nicht, wir gehen tanzen. Israelische und deutsche Autoren schreiben über das andere Land, Frankfurt/M. (S. Fischer) 2015, €18,99

29. November 1940:

Uraufführung des NS-Propagandafilms »Der ewige Jude«

Das Jahr 1940 stellte aus Sicht der Nationalsozialisten einen Höhepunkt ihrer Film- und Propagandapolitik dar. Im ersten Jahr nach Beginn des Zweiten Weltkriegs kamen gleich drei Filme in die Kinos, die die Zielsetzung verfolgten, die deutsche Bevölkerung über die vermeintlich von Juden ausgehende Gefahr aufzuklären und dabei gleichzeitig durch ihre Darstellungsweise versuchten, Rechtfertigungen für zunehmend brutaler werdende antijüdische Maßnahmen zu schaffen. Seinen Ausgangspunkt nahm dieser Prozess dabei im Juli 1940 mit der Uraufführung des Spielfilms »Die Rothschilds«, der den finanziellen Aufstieg der Frankfurter jüdischen Bankiersfamilie Rothschild im 18. Jahrhundert thematisiert. Nur zwei Monate später feierte der Film »Jud Süß« seine Premiere, der ausgehend von der historischen Person Joseph Süß Oppenheimer (1638-1738) antisemitische Vorurteile in den Mittelpunkt stellt und schließlich mit der Hinrichtung des Protagonisten endet. Während es sich bei diesen beiden Produktionen um Filme handelte, die im Genre des Spielfilms die antijüdische Politik der Nationalsozialisten aufgriffen, handelte es sich beim letzten Propagandafilm, der am 29. November 1940 in die Kinos kam, um einen Film, der im Stil einer Dokumentation gehalten war. Die Rede ist von »Der ewige Jude«, dem wohl aggressivsten Hetzfilm der damaligen Zeit.

»Der ewige Jude« war von Propagandaminister Joseph Goebbels selbst in Auftrag gegeben worden und wurde während des gesamten Produktionsprozesses von diesem, und teilweise sogar von Hitler selbst, überwacht, beeinflusst und verbessert. Dabei ging es ihnen hauptsächlich darum, die durch die vorhergegangenen Spielfilme angesprochenen Stereotypen nun im Medium des »Dokumentarfilm« durch angebliche Fakten und entlarvendes Bildmaterial zu untermauern und die Zuschauer von der Richtigkeit und Notwendigkeit antijüdischer Maßnahmen zu überzeugen. In diesem Kontext schrieb Goebbels beispielsweise am 3. September 1940 in sein Tagebuch: »‘Der ewige Jude‘. Jetzt ist dieser Dokumentarfilm ganz vorzüglich. Eine grossartige Arbeit. […].« Die tatsächliche Intention des Films wurde dann bereits im Vorspann untermauert, in dem es heißt: »Die zivilisierten Juden, welche wir aus Deutschland kennen, geben uns nur ein unvollkommenes Bild ihrer rassischen Eigenart. Dieser Film zeigt Originalaufnahmen aus den polnischen Ghettos, er zeigt uns Juden, wie sie in Wirklichkeit aussehen, bevor sie sich hinter der Maske des zivilisierten Europäers verstecken.« Regisseur Fritz Hippler, der zuvor bereits bei der Entstehung des Propagandafilms »Feuertaufe. Der Film vom Einsatz unserer Luftwaffe in Polen« mitgewirkt hatte, nannte den Film gar »eine Symphonie des Ekels und des Grauens«. Und tatsächlich beginnt der insgesamt 65 Minuten lange Film mit Aufnahmen aus den Ghettos von Lodz, Warschau, Lublin und Krakau, die insbesondere die katastrophalen Hygiene-, Wohn- und Lebensverhältnisse der jüdischen Bewohner in den Mittelpunkt stellen. Der Sprecher des Films jedoch interpretiert diese Bilder als Beweis für die Unzivilisiertheit und Minderwertigkeit der Bewohner, die selbst schuld seien an ihren derzeitigen Lebensverhältnissen und gar nicht versuchen würden, diese zu verbessern. Im Anschluss daran werden religiöse jüdische Bräuche gezeigt, wobei vor allem dem Schächten, welches vom Sprecher als besonders barbarisch hervorgehoben wurde, ein besonderer Stellenwert eingeräumt wird. In einer speziell für Frauen und Jugendliche freigegebenen Version des Films wurde aufgrund seiner Dramatik sogar auf das Zeigen dieser Szene verzichtet. Der Film fährt fort mit der namentlichen Nennung jüdischer Wissenschaftler, Intellektueller und Politiker, darunter Albert Einstein, Kurt Tucholsky und Rosa Luxemburg, die hier in Zusammenhang mit der »jüdischen Weltverschwörung« gestellt werden. An dieser Stelle findet sich auch die wohl schrecklichste Szene des Films, in welcher Juden mit einem Rudel von Ratten gleichgesetzt werden, das sich über die ganze Welt verbreiten würde. Der Sprecher des Films kommentiert diese Bilder folgendermaßen: »Sie [d. h. die Ratten] stellen unter den Tieren das Element der heimtückischen, unterirdischen Zerstörung dar – nicht anders als die Juden unter den Menschen.« Der Film endet schließlich mit Ausschnitten aus einer Rede Adolf Hitlers vor dem Reichstag am 30. Januar 1939, in welcher er von der »Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa« sprach und einer jubelnden Menge. Ohne jeden Zweifel wird somit noch einmal auf das eigentliche Ziel des Films verwiesen, nämlich Gründe für die angedachte Vernichtung zu präsentieren und das Publikum durch die drastischen und als echt propagierten Bilder des Films von deren Notwendigkeit zu überzeugen.

Filmplakat, 1940, USHMM Collection

Nach der Uraufführung des Films in Berlin erfreute sich der Film allerdings keiner großen Beliebtheit bei den Zuschauern im Deutschen Reich und den besetzten Gebieten und konnte vor allem im Vergleich mit »Die Rothschilds« und »Jud Süß« finanziell keinen Gewinn erzielen. Nachdem sie von den abschreckenden Bildern innerhalb des Films gehört hatten, gaben zahlreiche Personen in Befragungen an, aus diesem Grund den Film gar nicht erst sehen zu wollen. Schon kurz nach Erscheinen des Films bestand das Publikum zumeist nur noch aus Parteianhängern und einzelne Kinobetreiber mussten gezwungen werden, den Film weiterhin im Programm zu lassen. In den folgenden Jahren des Krieges wurde der Film dann vor allem innerhalb von NS-Organisationen wie beispielsweise der Hitlerjugend und vor Mitgliedern der SS sowie vor Aufsehern in Konzentrationslagern gezeigt. In Deutschland ist der Film heute nicht zum Vertrieb freigegeben und darf nur in einer kommentierten Fassung gezeigt werden.

▪ *Christina Schröder*

Knusprige Latkes locken ins Kantorhaus

Moses Mendelssohn Akademie bewahrt jüdisches Erbe in Halberstadt

Schmackhafte Shakshouka, hauchdünne Blintsches, knusprige Latkes – die traditionellen Gerichte der jüdischen Küche weiß Elena köstlich zuzubereiten. Im Cafe/Restaurant »Hirsch« in Halberstadt pochiert sie Eier, backt Pfannküchlein und raspelt Kartoffeln für die pikanten Puffer, die Kollegin Olga – appetitlich auf Tellern angerichtet – den Gästen serviert. Koscher ist die »Hirsch«-Küche nicht, das wäre mit großen Auflagen und rabbinischer Aufsicht verbunden. »Aber wir bringen viele vegetarische Speisen auf den Tisch und kochen mit frischen Produkten«, bestätigen die beiden Ukrainerinnen, die das nach der einst einflussreichen jüdischen Unternehmerfamilie Hirsch benannte Lokal im ehemaligen Kantorhaus betreiben, das mitten im historischen jüdischen Viertel an der kopfsteingepflasterten Bakenstraße zu finden ist.

Jutta Dick, Direktorin der MMA, Uri Faber und Julius Schoeps

Porträtgalerie mit Fotos von Halberstädter Juden

»Das Cafe/Restaurant Hirsch ist ein selbstständiges Wirtschaftsunternehmen, gehört aber zur Stiftung der Moses Mendelssohn Akademie«, erläutert Jutta Dick. Vor rund 20 Jahren kam die gebürtige Essenerin nach Sachsen-Anhalt, um die damals neu gegründete Akademie in Halberstadt – eng verbunden mit dem Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam – zu leiten. Der Wahrung des historischen jüdischen Erbes hat sich die Akademie verpflichtet, und fürwahr: Wer das erste Mal durch das traditionelle jüdische Viertel direkt unterhalb des Petershof, des damaligen Bischofspalastes, schlendert, ist erstaunt über die zahlreichen, gut erhaltenen baulichen Zeugnisse, die noch heute mehrere Jahrhunderte jüdische Geschichte in der Stadt widerspiegeln.

Das Herzstück schlägt im Rosenwinkel. Dort liegt die Klaussynagoge, heute Sitz der Moses Mendelssohn Akademie. »Der Name kommt von Klausur, denn die um 1700 von Berend Lehmann, dem berühmten Hofjuden August des Starken von Sachsen, gestiftete kleine Synagoge war als Lern- und Lehrhaus für Rabbiner gedacht«, erklärt Jutta Dick. Dank der Akademie ist das Haus seit 1998 seiner Bestimmung folgend wieder ein Ort des Lernens und Lehrens sowie der Begegnung und des Austausches. Ausstellungen, Vorträge, Lesungen, Seminare, Konzerte und andere Veranstaltungen des vielfältigen Akademie-Programmes vermitteln auf anschauliche Art jüdische Geschichte und Kultur an authentischer Stelle.

Während die Klaussynagoge in der Reichspogromnacht 1938 von blinder Zerstörungswut verschont blieb, überlebte die verborgen hinter den Häusern der Baken- und Judenstraße gelegene prächtige Barocksynagoge von

1712 nicht. Heute erinnert das Kunstprojekt »Und der Lebende nehme sich das zu Herzen …« des Land-Art-Künstlers Olaf Wegewitz an den zerstörten Ort des Gebetes. Nur wenige Schritte davon entfernt, im Mikwenhaus, lädt das Berend Lehmann-Museum dazu ein, sich ein Bild vom jüdischen Leben in Halberstadt, und damit stellvertretend in Preußen, zu machen. Kernstück des Fachwerkhauses aus dem 16. Jahrhundert ist die Mikwe, das Ritualbad, das in Teilen noch erhalten und zu besichtigen ist. Die Porträtgalerie in der Ausstellung mit historischen, aber auch aktuellen Bildern von ausfindig gemachten Nachfahren erzählen Geschichten von einzelnen Familien Halberstadts. »Sie repräsentiert einen wesentlichen Teil unserer Arbeit: Dass wir alles gemeinsam mit ehemaligen jüdischen Halberstädtern entwickeln«, betont die Akademie-Direktorin.

Zu einer Reise in die jüdische Geschichte Halberstadts gehört natürlich auch ein Besuch der beiden ältesten jüdischen Friedhöfe (17., 18., 19. Jh.), auf denen große Gelehrte und Unternehmerpersönlichkeiten, wie Berend Lehmann und Aron Hirsch, ihre Ruhestätte fanden. Wer die zahlreichen Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in der Stadt besucht, der bekommt eine Ahnung davon, warum die jüdische Gemeinde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den größten und bedeutendsten Mitteleuropas gehörte und neben Frankfurt bis ins 20. Jahrhundert als Zentrum der jüdischen Orthodoxie in Deutschland galt.

Blick auf das Berend Lehmann-Museum

Heute gibt es keine jüdische Gemeinde mehr in Halberstadt. Mit der Deportation der verbliebenen Halberstädter Juden im Jahre 1942 wurde die einst blühende Gemeinde endgültig ausgelöscht. Das vom Bildhauer Daniel Priese gestaltete Mahnmal »Steine der Erinnerung" auf dem Domplatz, das sämtliche Namen der während der NS-Zeit umgekommenen Halberstädter Juden trägt, erinnert daran.

Der »Hirsch« im ehemaligen Kantorhaus ist sicherlich der beste Platz, um die Reise in die jüdische Geschichte Halberstadts kulinarisch zu beenden. Kaum ist die Türschwelle überschritten, dringt auch schon der typische Raspel-Sound von Elenas Kartoffelreibe aus der Küche in den Gastraum. Das Tagesangebot klingt verlockend: Latkes mit geschmorten Champignons oder Lammeintopf mit Feigen – eine schwere Entscheidung.

Irina, Elena und Olga aus dem »Hirsch«

▪ *Anke Klapsing-Reich*

Info: Moses Mendelssohn Akademie. Internationale Begegnungsstätte, Rosenwinkel 18, 38820 Halberstadt, Tel. 03941 606710,

Email: ***mma-halberstadt@t-online.de***
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Buchtipps aus der Literaturhandlung

»Mein Israel«
Juden und Palästinenser erzählen
2015 Suhrkamp, € 15,00

Der Berliner Fotograf Ali Ghandtschi machte sich auf den Weg nach Israel, um Schriftsteller und Künstler zu porträtieren und sich ein eigenes Urteil über das Land zu bilden. Irgendwann begann er – als Deutscher, Perser, Nichtjude in einer besonderen Position – Fragen zu stellen und ein Tonbandgerät mitlaufen zu lassen. Um die Unterhaltung nicht gleich auf Politik zu lenken, bat er seine Gesprächspartner, ihm von ihrer Kindheit zu erzählen. Fast alle waren erfreut, dass

sich jemand für persönliche Geschichten und nicht nur für die Politik interessierte. Und dennoch spannt sich der Bogen der Erinnerungen in diesem Band fast immer bis in die Gegenwart und berührt die derzeitige Lage. Da alles in Israel mit Politik zu tun hat, sind auch Kindheitserinnerungen politisch.

So ergibt sich aus der Vielzahl der unterschiedlichsten Stimmen – moderat religiöse, orthodoxe und säkulare Juden, Zionisten und palästinensische Israelis – ein Gesamtbild mit unerwarteten Perspektiven.

Michael Wolffsohn: »Zum Weltfrieden«
Ein politischer Entwurf
2015 DTV, € 14,90

Die Welt scheint aus den Fugen, Staaten zerbrechen, Bürgerkriege breiten sich aus. Terroristen wie Staatschefs stoßen in die Lücken vor, die sich durch scheiternde Staaten auftun, und nutzen sie. Viele Staaten sind gescheitert oder werden noch scheitern. Jede neue Krise löst hektische Aktivitäten aus, einen Tourismus der Friedenspolitik auf allerhöchstem Niveau, der zu keiner Lösung führt. Warum ist das so?

Das politische Denken orientiert sich am Völkerrecht, und das Völkerrecht basiert auf dem Nationalstaatsgedanken. Nicht in Betracht gezogen wird dabei, dass die Grenzen vieler Staaten das Ergebnis reiner Willkür sind, mit dem Lineal gezogen infolge der Entkolonialisierung oder weltpolitischer Interessen, die nichts mit der Bevölkerung vor Ort zu tun haben.

Michael Wolffsohn plädiert für ein radikales Umdenken, weg vom traditionellen Staatenmodell, hin zu föderativen Systemen.

Georg M. Hafner/Esther Schapira: »Israel ist an allem Schuld«
Warum der Judenstaat so gehasst wird, 2015 Eichborn, € 19,99

Sommer 2014: In Deutschland wird wieder einmal gegen Israel demonstriert, Anlass ist der Krieg in Gaza. Juden werden in Deutschland tätlich angegriffen und im Internet bedroht. Hassparolen wie »Kindermörder Israel« sind an der Tagesordnungtz. Kein Land der Welt polarisiert so sehr wie der 1948 gegründete Staat. Warum?

Die preisgekrönten Journalisten Georg M. Hafner und Esther Schapira legen mit ihrer Streitschrift den Finger in die Wunde. Viele Deutsche haben mit Israel ein Problem, weil es ein Judenstaat ist. Aber es gibt kein Tabu, Israel zu kritisieren, wie gern behauptet wird. Das wirkliche Tabu ist es, sich zu Israel zu bekennen. Denn ob Linke, Rechte oder die Mitte der Gesellschaft – in einem sind sich alle einig: Israel

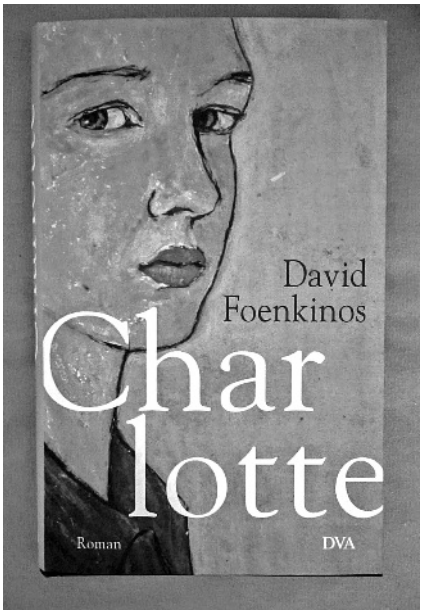
ist an allem schuld. Die Autoren entlarven die unheilvolle Allianz aus deutscher Schuldabwehr, Antisemitismus und religiösem Judenhass von Christen und Muslimen. Eine entlarvende und provozierende Streitschrift.

David Foenkinos: »Charlotte«
2015 DVA, € 17,99

… über die Malerin Charlotte Salomon

Berlin in den 1930ern: Bei den Salomons verkehren gefeierte Sänger, Literaten und berühmte Wissenschaftler. Bis die Nazis dem illustren Treiben ein jähes Ende bereiten – und damit Charlottes Traum, Künstlerin zu werden. Die Flucht nach Südfrankreich beschert ihr noch etwas Zeit, um zu leben, lieben und wie im Rausch zu malen. Ein preisgekrönter

Bestseller aus Frankreich, ein Roman über ein verheißungsvolles, viel zu kurzes Leben.



Zeruya Shalev: »Schmerz«
2015 Berlin Verlag, € 24,00

Vor zehn Jahren ist Iris bei einem Terroranschlag schwer verletzt worden. Zwar ist sie in ihr altes Leben zurückgekehrt, sie leitet eine Schule, ihr Mann steht ihr treu zur Seite, die Kinder sind fast erwachsen, doch quälen sie Tag für Tag Schmerzen. Als sie Eitan wiederbegegnet, der Liebe ihrer Jugend, der sie vor Jahren jäh verlassen hat, wirft sie das völlig aus der Bahn. Die Wunde, die er ihr damals zufügte, ist nicht weniger tief als die, die der Selbstmordattentäter, der sich neben ihr in die Luft sprengte, riss. Und doch fühlt sich Iris, zaghaft, überrascht, erneut zu ihm hingezogen, ist versucht, ihrer Ehe zu entfliehen, die ersten Lügen zu stricken, alles aufs Spiel zu setzen.

Hellmuth Karasek: »Das find ich aber gar nicht komisch!«
2015 Quadriga, €16,99

Witze sezieren ihre Zeit. Gnadenlos, aber meist sehr lustig. »Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt«, sagt Joachim Ringelnatz. Und tatsächlich: Witze machen uns in vielen Situationen das Leben leichter. Doch bleibt uns dennoch immer wieder einmal auch ein Scherz buchstäblich im Halse stecken. Warum also erzählt man Witze zu genau dieser Zeit und genau so, wie man sie erzählt? Was gibt ihnen ihre Aktualität? Was verraten sie über ihre Zeit, die Menschen? Über uns?

Leah Koenig: »Die moderne jüdische Küche«
2015 Jacoby & Stuart, € 22,00

Leah Koenig gilt in den USA als die neue Autorität der modernen jüdischen Küche. Sie hat in diesem Buch etwa 150 köstliche Rezepte zusammengestellt und gibt zusätzlich einen Überblick über die faszinierende kulinarische Geschichte der Juden verschiedener Herkunft, ihre Feiertage, Feste und Essgewohnheiten. Abgerundet wird das Ganze durch die stimmungsvolle Food-Fotografie von Sang An sowie das elegante Layout.

Begeben Sie sich auf eine kulinarische und kulturelle Entdeckungsreise. Die Melange aus den Küchen Europas, Amerikas, Nordafrikas und des Nahen Ostens sorgt für ein wahres Feuerwerk der Aromen. Die Rezepte spiegeln die Multikulturalität der jüdischen Küche von heute wieder. »Leah Koenig hat ihre Rolle als Amerikas neue Autorität für die moderne jüdische Küche zementiert!«, sagt der Foodjournalist David Sax.

Philipp Kerr: »Winterpferde«
2015 Rowohlt, €16,99

Es ist ein eisiger Winter 1941 auf Askania-Nowa, wo sich das jüdische Mädchen Kalinka versteckt hält. Hier in dem alten Naturreservat leben auch die seltenen Przewalski-Pferde. Sie scheinen zu spüren, dass Kalinka eine von ihnen ist – denn wie Kalinka sind sie in großer Gefahr vor den Nazis, die Askania-Nowa besetzen.

Mit Hilfe des treuen Tierwärters Max flieht Kalinka mit zwei Pferden und einem Wolfshund Hunderte von Kilometern über die weiße Steppe der Ukraine. Doch können ein Mädchen und drei Tiere der Übermacht der Deutschen entkommen?

Spannend und stimmungsvoll erzählt Philip Kerr von der Flucht im ukrainischen Winter – aber auch davon, wie die Liebe zu den Pferden das erstarrte Herz eines einsamen Mädchens mitten im Krieg zu erwärmen vermag.

Eva Lezzi: »Beni und die Bat Mitzwa«
2015 Hentrich & Hentrich, €14,90

Tabeas Bat Mitzwa rückt näher und die ganze Familie steht Kopf. Tabea müsste endlich das Lesen ihres Tora-Abschnitts üben und denkt stattdessen nur an Hip Hop. Meint jedenfalls ihre Mutter. Also streiten sich Mama und Tabea, während Oma hundert Mal das Gleiche fragt und Papa über der Weinbestellung für das Fest brütet. Nur Beni findet das ganze Theater um die

Bat Mitzwa seiner älteren Schwester reichlich übertrieben. Als ob sie danach tatsächlich zu den Erwachsenen gehören würde! Beni flüchtet zu seinem besten Freund Tom, zu seinem Skateboard und in Gedanken zu Sophie. Sie ist ziemlich cool, leider kann Beni sie mit nichts beeindrucken. Oder vielleicht doch?

▪ *Andrea Caterisano*

Jüdisches Leben in Dorsten für Schüler

spannend und lehrreich

Fünf Jahre ist es her, da bat mich das Jüdische Museum in die Rolle der Julia Eisendrath zu schlüpfen. Stadtführungen mache ich seit mehr als zwanzig Jahren, begonnen hatte ich damit in meiner geliebten Wahlheimat Rom. Nach Hause, Dorsten, zurückgekehrt, freute ich mich, nun meine Geburtsstadt Besuchern näher zu bringen. Ein mehr als 700-jähriger Bogen von Mittelaltergeschichte bis zum Strukturwandel des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Aber »Jüdisches Leben« in Dorsten? Ich gestehe, ich war vollkommen ignorant in der Materie. Dann habe ich mich eingelesen in die spannende Zeit, die 1808 begann, mit den napoleonischen Gesetzen und dem Zuzug von jüdischen Familien vorwiegend aus dem Rheinland. Die Wiesenstraße habe ich entdeckt, alte Fotos zeigen die Synagoge, damals Hausnummer Dorsten 364, heute Wiesenstraße 16-18. Die Familie Eisendrath sowieso, mit ihrer geliebten Urmutter Julia, ihren vielen Kindern, von denen einige in den Vereinigten Staaten zu Ruhm und Reichtum gelangten, und deren Nachfahren 2010 die Straßen und Gassen, auf denen sie wandelte, mit mir gemeinsam neu entdeckten.

Diese thematische Stadtführung war seitdem im Programm der stadtinfo Dorsten für interessierte Besuchergruppen. Vor zwei Jahren dann beschäftigte sich die Schulklasse meines heute 14-jährigen Sohnes mit dem Thema der Shoah. »Und damals war es Friedrich« heißt ein Jugendroman, nicht unumstritten, aber er zeichnet auf, wie ab 1933 in Deutschland aus geachteten jüdischen Nachbarn verachtete Menschen wurden, die von der Gemeinschaft ausgestoßen wurden, die deportiert wurden, die ermordet wurden. Die Lehrerin plante einen Besuch im Jüdischen Museum, ich schenkte der Schulklasse einen Stadtrundgang. Den Jugendlichen zu zeigen, dass die Geschehnisse nicht abstrakt irgendwo stattgefunden haben, sondern auch hier vor unserer Haustür, beeindruckte tief. Die Stolpersteine, die in den vergangenen Jahren in der Innenstadt verlegt wurden bieten die Gelegenheit, die Menschen, die in den Häusern wohnten, kennenzulernen. Geschichten von Alltagsleben, Berufen und Träumen, die aufzeigen, dass jüdische Deutsche Teil der Stadtgemeinschaft waren. Es ist kein Rundgang mit dem erhobenen Zeigefinger, es ist vielmehr ein Eintauchen in die Frage nach den Gründen, warum eine Gesellschaft sich zur Ausgrenzung entschließt, wie schnell Fanatismus um sich greift.

Sich mit der Frage auseinanderzusetzen »Wie können wir uns dagegen erwehren?«, »Wie können wir heute wachsam sein?«, »Wo beginnt die Feindseligkeit anderen Menschen gegenüber?« ist ein zentraler Punkt des knapp zweistündigen Rundgangs. Im September haben wir mit einer

Klasse der St. Ursula Realschule die Stadtführung wiederholt. Die Schüler und Schülerinnen waren aufmerksam und interessiert. Im Januar 1942 endet das »jüdische Leben in Dorsten« mit der Deportation der letzten Familien über Gelsenkirchen nach Riga, in den Tod. Die Perlsteins, die Metzgers, die Ambrunns und die vielen anderen helfen uns, wenn wir sie heute mit liebevollem und würdigem Andenken betrachten, ein Mosaiksteinchen zu einer besseren Gesellschaft zu legen. Jedes Kind und jeder Jugendliche, der sich ihre Geschichte vergegenwärtigt, spürt, dass wir gemeinsam Hass und Feindseligkeit entschieden entgegen treten müssen.

▪ *Barbara Seppi*

Die Stadtführungen können in allen Klassenstufen angeboten werden, Umfang und Inhalt werden dem Alter entsprechend angepasst. – Buchung bei der stadtinfo Dorsten, Recklinghäuser Straße 20, Telefon 0 23 62-30 80 80, stadtinfo@win-dor.de – €45,00 pro Schulklasse. Zu empfehlen mit einem vorherigen Besuch im Jüdischen Museum.

Schlaglichter

Besuch aus Kanada

Im Juni hatte das Museum Gäste aus Kanada: Gail und Mark Bendix aus Toronto besuchten die Stätten von Marks Vorfahren in Dülmen, Billerbeck, Dorsten, Wulfen, Lembeck und Raesfeld. Mark und Gail sind in Capetown/Südafrika geboren und dort aufgewachsen. Seit vielen Jahren leben sie in Kanada. Mark Bendix' Vater, Bernard Bendix, und sein Bruder Walter, emigrierten 1936 nach Südafrika. Die Mutter Regina Bendix (geborene Lebenstein) und die Schwester Frederike sowie viele weitere Verwandte der Familie wurden deportiert und ermordet. Marks Groß-

mutter Regina (Helene) Bendix war eine geborene Lebenstein aus Lembeck. Marks Vater lebte von 1919 bis 1927 bei seiner Großmutter in Lembeck und ging dort vier Jahre zur Grundschule. Sein Urgroßvater Isaak Lebenstein war Repräsentant der Synagogengemeinde Dorsten. Die Besuchstage waren sehr ausgefüllt: mit einer Führung im Museum, einem Spaziergang durch die Stadt Dorsten bis zum Ort der ehemaligen Synagoge. Bei den Stolpersteinen in Wulfen wurde der Familie Lebenstein sowie der verwandten Familie Münzer gedacht. Der Jüdische Friedhof in Lembeck war ein weiterer Besichtigungspunkt – und auch die Straße »Lebenstein-Ring«.

Eisendrath-Gebetbücher restauriert

Im September sind im Jüdischen Museum die Gebetbücher wieder eingetroffen, die im vergangenen Jahr als Geschenk nach Dorsten kamen: Edward Eisendrath fand diese beiden Gebetbücher aus dem Jahr 1833 im Nachlass seines Vaters vor. Sie haben David Samson Eisendrath (geb. 1816 in Dorsten – gest. 1878 in Chicago/Illinois) gehört und kamen mit dessen Emigration 1857 in die USA. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes war eine Restaurierung notwendig, die mit Zuschüssen des Landes Nordrhein-Westfalen möglich wurde. Die Bände werden dem Museumspublikum seit Herbst 2015 im Rahmen einer kleinen familiengeschichtlichen Ausstellung präsentiert und später in die überarbeitete Dauerausstellung integriert.

Neues Programm-Layout

Unser neues Veranstaltungs-Programm für die Herbst-Monate erschien in neuem Zickzack-Leporello-Layout! Der Designer Stephan Pegels aus Essen, im Museum nicht ganz unbekannt, u.a. weil er auch die Dauerausstellung mitgestaltet hat, hat sein Layout entworfen, und alle haben es gelobt!

Vom Friedhof zum Polder

Geschichten über ein rätselhaftes Eisenbahnunglück, die erste jüdische Familie Dorstens und die weitverzweigte Familie Eisendrath, Informationen über beispielhafte Grabsteine und ihre Inschriften – das alles gab es im August bei einer Friedhofsführung von Walter Schiffer und Elisabeth Schulte-Huxel. Anschließend führte ein gemeinsamer Spaziergang zum Dorstener Sommerprojekt »Lippe-Polder-Park«. Auch

eine Lesung aus dem Buch von Heinrich E. Jacob »6000 Jahre Brot« mit Walter Schiffer, ergänzt um die Firmengeschichte der Dorstener Mühle Mense, fand an diesem besonderen Ort in den Lippeauen erstaunliche 120 Zuhörer/innen.

Neue Eisendrath-Stories

Unsere (englischsprachige) Internetseite ***www.eisendrath-stories.net*** – deren Grundthema eine deutsch-jüdische-amerikanische Familiengeschichte ist – wächst weiter: Die Schenkung zweier Gebetbücher der Familie aus dem 19. Jahrhundert brachte uns dazu, einen Blick auf deren Eigentümer, David Samson Eisendrath, und auf den Weg dieser Bücher zu werfen. Außerdem: »Der letzte jüdische Ort in Dorsten« (d.h. der Friedhof), eine Seite über Familienbesuche in Europa seit den 1920er Jahren sowie eine Kurzbiografie des reformjüdischen Rabbiners und Bürgerrechtskämpfers Maurice Eisendrath (1902-1973). – Eine kleine Wechselausstellung im Museum, zusammengestellt von Sebastian Braun, zeigt übrigens von Oktober bis Ende Januar 2016 Bücher, Fotografien und Objekte zu dieser Familiengeschichte.

Neue Ausstellung in Gelsenkirchen

Im Rahmen der Kooperation des Museums mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Gelsenkirchen und der Jüdischen Gemeinde wurden die Ausstellungsvitrinen in der Begegnungsstätte »Alter jüdischer Betsaal« im Herbst 2015 mit Leihgaben des Museums neu bestückt. Das Museum aktualisiert sie im Vierteljahres-Rhythmus. Befasste sich die vorige Ausstellung mit dem Thema »Koschere Speisen«, liegt nun der Schwerpunkt auf den religiösen Feier- und Gedenktagen des persönlichen Lebens und den damit verbundenen Traditionen. Die Ausstellung widmet sich eingehender folgenden Themen: Beschneidung – Berit Mila, Bar Mizwa und Bath Mizwa, Eheschließung – Kidduschin und dem Umgang mit Tod, Trauer und Begräbnis. Ausgewählte Exponate und Begleittexte – darunter auch eine Beschneidungskassette aus dem 19. Jahrhundert – veranschaulichen, wie sich jüdischer Glaube im persönlichen Leben manifestiert und beleuchten die religiösen Aspekte der einzelnen Feste. Die Ausstellung kann zu den Öffnungszeiten des Betsaals (mittwochs von 13 bis 17 Uhr) in der Von-der-Recke-Straße besucht werden.

Tag der Jüdischen Kultur

Auch in diesem Jahr beteiligte sich das Museum am Europäischen Tag der Jüdischen Kultur. Zwei Veranstaltungen fanden am Sonntag, 13. September, eine gute Resonanz: eine Film-Dokumentation über Antisemitismus in der Gegenwart und ein Vortrag über die 1960 und 1961 in Recklinghausen gezeigte Ausstellung »Synagoga«.

RWW

WIR BEWEGEN WASSER

Zur Stelle, wo man uns braucht, 24 Stunden am Tag.
Wir pflegen das Rohrnetz und beheben Schäden,
um die Kunden zuverlässig zu versorgen.

Klaus Lehmbruck, Betrieb/Instandhaltung